

Zweitveröffentlichung



Bennewitz, Ingrid

Wenig erwähnt : Frauenfiguren des Mittelalters bei Thomas Mann

Datum der Zweitveröffentlichung: 02.03.2026

Akzeptiertes Manuskript (Postprint), Zeitschriftenartikel

Persistenter Identifikator: urn:nbn:de:bvb:473-irb-113947x

Erstveröffentlichung

Bennewitz, Ingrid (2012): Wenig erwähnt : Frauenfiguren des Mittelalters bei Thomas Mann, in: Thomas-Mann-Jahrbuch, Frankfurt, M.: Klostermann, Jg. 25, S. 59–73.

Rechtehinweis

Dieses Werk ist durch das Urheberrecht und/oder die Angabe einer Lizenz geschützt. Es steht Ihnen frei, dieses Werk auf jede Art und Weise zu nutzen, die durch die für Sie geltende Gesetzgebung zum Urheberrecht und/oder durch die Lizenz erlaubt ist. Für andere Verwendungszwecke müssen Sie die Erlaubnis der Rechteinhaberinnen und Rechteinhaber einholen.

Für dieses Dokument gilt das deutsche Urheberrecht.

Ingrid Bennewitz

Wenig erwählt

Frauenfiguren des Mittelalters bei Thomas Mann

Nähert man sich dem Werk Thomas Manns aus der Perspektive der Mittelalterforschung, so gibt es – und dies erscheint mit Blick auf das Tagungsthema „Thomas Mann und das Mittelalter“ ja zunächst fast schon als *contradictio in adjecto* – wohl nur wenige deutschsprachige Autoren, die aus mediävistischer Sicht den Unterschied zur Literatursituation der Vormoderne so handgreiflich deutlich machen können wie eben Thomas Mann. Um es an einem Beispiel zu verdeutlichen: Während wir über Thomas Manns Quellenstudien im Vorgang zur Abfassung des *Erwählten* so gut wie alle Details kennen,¹ fehlen uns für seine mittelalterliche Vorlage, den *Gregorius*-Roman Hartmanns von Aue, so gut wie alle sicheren Daten: Dies beginnt bei der genauen Lebenszeit Hartmanns von Aue und endet beim Text, genauer gesagt: der handschriftlichen Überlieferung. Eine altfranzösische Quelle (*La Vie du pape Saint Grégoire*) gilt in der Forschung als sicher, welche Version allerdings genau, das ist durchaus strittig. Selbst die Abfolge der Entstehung(szeit) von Hartmanns Werken – neben den berühmten Artusromanen *Erec* und *Iwein*, den ersten in deutscher Sprache, dem *Gregorius* und dem *Armen Heinrich* und der *Klage* hat Hartmann auch Minnelieder verfasst – lässt sich nur im Ausnahmefall fixieren,² wie überhaupt die Datierung von Autoren und Werken der sogenannten mittelhochdeutschen „Klassik“ zwischen 1180/90 und 1220 im Wesentlichen von einer einzigen (!) literarischen (!) Quelle abhängen: dem sogenannten „Literatur-Exkurs“ in Gottfrieds von Straßburg *Tristan*-Roman.³ Thomas Mann – so viel wiederum kann man sagen – hat auch diesen Text ‚selbstverständlich‘ gekannt.

¹ Vgl. dazu u.a. Hans Wysling: Thomas Manns Verhältnis zu den Quellen. Beobachtungen am „Erwählten“, in: Quellenkritische Studien zum Werk Thomas Manns, hrsg. von Paul Scherrer/Hans Wysling, Bern/München: Francke 1967 (= Thomas-Mann-Studien, Bd. I), S. 258–324, und Ruprecht Wimmer: Der sehr große Papst. Mythos und Religion im „Erwählten“, in: TM Jb 11, 1998, 91–107.

² Vgl. zu Hartmann generell: Christoph Cormeau: Hartmann von Aue, in: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon, 2., völlig neu bearb. Aufl., Bd. 3, hrsg. von Kurt Ruh u.a., Berlin/New York: de Gruyter 1981, Sp. 500–520, v.a. Sp. 509–512.

³ Gottfried von Straßburg: *Tristan*, Bd. 1, hrsg. von Rüdiger Krohn, Stuttgart: Reclam 1993 (= RUB, Bd. 4471), V. 4621–4637.

Der folgende Beitrag gilt einer Spurensuche der besonderen Art, nämlich jener nach dem „Mittelalterlichen“ in der Inszenierung weiblicher Figuren bei Thomas Mann. Ich will dabei kein Hehl aus der Tatsache machen, dass ich mir diese Spurensuche etwas einfacher vorgestellt habe, als sie sich bei näherer Betrachtung tatsächlich erwiesen hat, dass sie sich letztlich aber doch hinreichend legitimieren lässt angesichts der Bedeutung des Mittelalters insbesondere für das Spätwerk Thomas Manns,⁴ wobei daran erinnert sei, dass wir selbstverständlich durch künstlerische Aneignung des Mittelalters egal in welcher Form zunächst nichts über das Mittelalter erfahren. Das ist eben genau nicht die Absicht dieser Werke, die im Regelfall das Mittelalter als ‚Fundus‘ benutzen, es gezielt instrumentalisieren, um solcherart eine aktuelle künstlerische Intention zu realisieren.

Das gewiss einschlägigste Beispiel für dieses Vorgehen bietet das Werk Richard Wagners, der seinen mittelalterlichen Vorlagen so viel verdankte wie kein anderer und eben deshalb Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg und alle anderen zu Ignoranten kleinredete, die von Stoff und literarischem Handwerk rein gar nichts verstanden hätten:⁵

Und so etwas soll ich noch ausführen? und gar noch Musik dazu machen? – Bedanke mich schönstens! Das kann machen wer Lust hat; ich werde mir's bestens vom Halse halten! – Es mag das jemand machen, der es so à la Wolfram ausführt; das thut dann wenig und klingt am Ende doch nach etwas, sogar recht hübsch. Aber ich nehme solche Dinge viel zu ernst. Sehen Sie doch, wie leicht sich's dagegen schon Meister Wolfram gemacht! Dass er von dem eigentlichen Inhalte rein gar nichts verstanden, macht nichts aus. Er hängt Begebniss an Begebniss, Abenteuer an Abenteuer, giebt mit dem Gralsmotiv curiose und seltsame Vorgänge und Bilder, tappt herum und lässt dem ernst gewordenen die Frage, was er denn eigentlich wollte? [...] Wirklich, man muss nur einen solchen Stoff aus den ächten Zügen der Sage sich selbst so innig belebt haben, wie ich diess jetzt mit dieser Gralsage that, und dann einmal schnell übersehen, wie so ein Dichter, wie Wolfram, sich dasselbe darstellte – was ich jetzt mit Durchblätterung Ihres Buches that – um sogleich von der Unfähigkeit des Dichters schroff abgestossen zu werden. (Schon mit dem Gottfried v. Strassburg ging mir's in Bezug auf Tristan so).⁶

⁴ Vgl. Klaus Makoschey: Quellenkritische Untersuchungen zum Spätwerk Thomas Manns. „Joseph der Ernährer“, „Das Gesetz“, „Der Erwählte“, Frankfurt/Main: Klostermann 1998 (= Thomas-Mann-Studien, Bd. XVII).

⁵ Vgl. Volker Mertens: Richard Wagner und das Mittelalter, in: Richard-Wagner-Handbuch, hrsg. von Ulrich Müller und Peter Wapnewski, Stuttgart: Kröner 1986, S. 19–59, hier S. 19, sowie Peter Wapnewski: Der traurige Gott. Richard Wagner in seinen Helden, München: Beck 1978.

⁶ Brief an Mathilde Wesendonck vom 29./30. Mai 1859, in: Richard Wagner an Mathilde Wesendonck. Tagebuchblätter und Briefe 1853–1871, 34., durchgesehene Aufl., Berlin: Duncker 1909, S. 141–149, hier S. 145 f.

Dem Wagnerkenner Thomas Mann⁷ war dies gewiss nicht unbekannt; bezeichnenderweise ist sein eigenes Mittelalter, wie es gerade für den *Erwählten* detailliert unter anderen von Hans Wysling und Ruprecht Wimmer gezeigt wurde, eine grandiose Mixtur der Lektüre von Originaltexten, (zeitgenössischer und zum Teil auch älterer) Forschungsliteratur und vor allem Richard-Wagner-Rezeption⁸ sowie der bewussten (manchmal gewiss auch unbewussten, in diesem Sinne also ‚fehlerhaften‘) Regelverletzung, etwa in Form von Anachronismen. Aber zurück zu den Frauen: Wozu ich im Folgenden einige Überlegungen beitragen möchte, das ist die Analyse der ‚Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen‘ anhand der Inszenierung der Geschlechterverhältnisse bei Thomas Mann.

I. „Ich bin eine Gans“⁹

In seinem epochemachenden Aufsatz *Pour un long Moyen Âge (Für ein langes Mittelalter, 1985)*¹⁰ hat der französische Historiker Jacques Le Goff einiges an Gründen dafür gesammelt, dass das Mittelalter keineswegs, wie zumeist angenommen, mit dem 15./16. Jahrhundert (der Renaissance also) enden würde. Unter anderem verwies er auf Langzeitphänomene wie das Auftreten der Pest (bis 1720, Marseille), mit Bezug auf Marc Bloch auf das sogenannte „Königswunder“, also den Glauben an die Heilkraft der (französischen) Könige (bis ins 18. Jahrhundert), die Organisation des Transportwesens mit dem Pferd als wesentlichem Mittel der Fortbewegung, den fortdauernden Kampf um die Alphabetisierung und insbesondere die Dominanz des Christentums und des Feudalismus. Nicht alle wollten Le Goff bei dieser – letztlich ja doch –, ‚Degradierung‘ der Renaissance zu einem ‚Zwischenphänomen‘ folgen, zumal parallel zur Schule der französischen *Annales*-Historiker in der deutschsprachigen Mediävistik seit Ende der 1960er Jahre ein gegenläufiges Interpretationsmuster etabliert wurde, nämlich das der Alterität.¹¹ Demzufolge galt und gilt es, insbe-

⁷ Vgl. dazu u. a.: Thomas Mann und seine Quellen. Festschrift für Hans Wysling, hrsg. von Eckhard Heftrich und Helmut Koopmann, Frankfurt/Main: Klostermann 1991, und: Im Schatten Wagners. Thomas Mann über Richard Wagner, ausgewählt, kommentiert und mit einem Essay von Hans Rudolf Veget, 2. Aufl., Frankfurt/Main: Fischer 2010.

⁸ Vgl. dazu u. a. auch Matthias Schulze: Immer noch keine Ende. Wagner und Thomas Manns „Doktor Faustus“, in: TM Jb 13, 2000, 195–218.

⁹ „„Nein, Papa“, antwortete Tony, „das muß ich dir gestehen, ich weiß gar nichts. Mein Gott, ich bin eine Gans, weißt Du, ich habe gar keine Einsicht!“ (1.1, 231)

¹⁰ Die deutsche Version erschien 1990: Jacques Le Goff: Für ein langes Mittelalter, in: ders.: Phantasie und Realität des Mittelalters, aus dem Franz. übers. von Rita Hörner, Stuttgart: Klett-Cotta 1990, S. 29–36.

¹¹ Vgl. Hans Robert Jauf: Alterität und Modernität der mittelalterlichen Literatur, in: ders.: Alterität und Modernität der mittelalterlichen Literatur. Gesammelte Aufsätze 1956–1976, München: Fink 1977, S. 9–47.

sondere die Andersartigkeit mittelalterlicher Kultur und Literatur zu betonen und die Vormoderne als eine Zeit der Differenz zu Neuzeit und Moderne zu charakterisieren.

Was Le Goffs Plädoyer für ein langes Mittelalter zusätzlich hätte unterstützen können und zumeist doch unbeachtet blieb, das ist die Frage nach dem Verhältnis zwischen den Geschlechtern und insbesondere nach der rechtlichen und beruflichen Situation der Frau. Ohne allzu großer Vereinfachung das Wort zu reden, lässt sich in familialen Strukturen wie in wesentlichen weiblichen Sozialisationsformen weit über die Zeit des 19. Jahrhunderts hinaus und sogar bis ins 20. Jahrhundert eine große Kontinuität zur Vormoderne beobachten.¹² Sie findet ihren literarischen Niederschlag nicht zuletzt im Roman dieser Zeit; dies gilt für Theodor Fontane ebenso wie für Thomas Mann. Ich greife zur Veranschaulichung zwei Themenkomplexe heraus: den der Erziehung und Bildung und den der familialen Obhut und beziehe mich dabei auf die beiden genannten Autoren.

Seit der Etablierung wissensorganisatorischer Grundstrukturen zunächst in klerikalen, dann in städtisch-bürgerlichen Kontexten des europäischen Mittelalters bestimmte das Geschlecht über die Möglichkeit der Partizipation an Bildung. Mädchen und Frauen standen dabei Sonderwege offen (z. B. Frauenklöster, ‚Stifte‘, später die sogenannten Mädchenschulen/Schulen für ‚Höhere Töchter‘); ihr generelles Charakteristikum bleibt aber bis ins 20. Jahrhundert hinein die gezielte Auswahl bzw. die Reduktion des kulturellen Wissens, das an Frauen vermittelt bzw. das ihnen ‚zugemutet‘ wird.¹³ In die Klage von Fontanes *Effi Briest*,¹⁴ im Endeffekt nichts ‚wirklich‘ gelernt zu haben – ein bisschen Nähen, ein bisschen Französisch, ein bisschen Klavierspielen – könnten zahlreiche Frauenfiguren Thomas Manns einstimmen; das Leitmotiv der – im Prinzip funktionslosen – weiblichen Handarbeit, die Tätigkeit suggeriert, wo sie doch nur Alibi ist, mag dafür als Beleg dienen. Die Vermittlung höherer, z. B. auch künstlerischer Ausbildung bleibt Zufall und scheint gebunden an familiäre Sonderkonstellationen, insbesondere den Wunsch und die Bedürfnisse des Vaters. Auch die Frauen in den *Buddenbrooks* sind *grosso modo* ‚Halb-Gebildete‘.¹⁵ Ähnliches gilt für die juristischen Diskurse, wie sie etwa anhand der Fami-

¹² Vgl. u.a. Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung, hrsg. von Claudia Opitz und Elke Kleinau, Bd. 1: Vom Mittelalter bis zur Aufklärung, Bd. 2: Vom Vormärz bis zur Gegenwart, Frankfurt/Main u.a.: Campus 1996.

¹³ Ein anschauliches Beispiel für diese Kontinuität der Bildungsformen bietet der autobiographische Roman von Barbara Frischmuth: *Die Klosterschule*, Salzburg: Residenz 1968.

¹⁴ Theodor Fontane: *Effi Briest*, Zürich: Manesse 1986 (= Manesse-Bibliothek der Weltliteratur).

¹⁵ Vgl. etwa die bezeichnende Schilderung von Therese „Sesemi“ Weichbrodts „Pension“ in den *Buddenbrooks* (1.1, 87 ff.) als einer Mischung von Unterrichts- und Erziehungs- bzw. Behütungsanstalt für Töchter „aus zweifellos vornehmen Familien“ (1.1, 93), in die die fünfzehnjährige Tony

lie Buddenbrook deutlich werden. Wollte man den mittelalterlichen Begriff der *munt*,¹⁶ also der Notwendigkeit eines männlichen Rechtsvertreters für Frauen, veranschaulichen, so lässt sich dies am Lebensweg der Tony Buddenbrook in aller Klarheit zeigen. Sie wechselt aus der Vormundschaft ihres Vaters in jene ihres (ersten) Ehemannes und dann zurück in die des Vaters, dann die des ältesten Bruders und neuen Familienoberhaupts. Die einzige Lebensform, die den Frauen weitgehende Unabhängigkeit gewährt, ist – im Sinne der Familie Buddenbrook fatalerweise, bedenkt man die finanziellen Konsequenzen der selbständigen Verfügungsmacht über ihr Erbteil – jene der Witwe; auch dies ganz und gar ‚mittelalterlich‘.¹⁷ Solche Phänomene einer *longue durée* lassen sich bei Thomas Mann zuhauf beobachten; und dies ist umso erstaunlicher, als man auf den ersten Blick geneigt wäre, die nervöse, ‚leidende‘, auch hysterische *femme fragile* der Jahrhundertwende als typisch für Thomas Manns Frauenfiguren einzuschätzen. Ohne diese Belegreihe überstrapazieren zu wollen, erlaube ich mir abschließend noch einen sehr aktuellen Bezug, der aber möglicherweise auch Erhellendes beitragen kann: Zu den oft als Negativexempel im Sinne des ‚dunklen‘ Mittelalters zitierten mentalen Selbstverständnissen der Feudalzeit zählt das (vermeintliche) sexuelle Verfügungsrecht des Adels über die (weiblichen) Angehörigen der ländlichen/städtischen Unterschicht. Ein – wie immer zu interpretierender – Hinweis darauf findet sich bei Andreas Capellanus (1184/85), dessen deutsche Übersetzung aus dem Spätmittelalter von Johannes Hartlieb erhalten ist.¹⁸ Georges Duby hat in einer beeindruckenden Studie zum Sozialverhalten des unverheirateten männlichen Adels in Südfrankreich (den sogenannten „jeunes“) gezeigt, wie die städtische Obrigkeit zum Teil gezielt sexuelle Übergriffe auf Frauen – z. B. ohne familiale Bindung – zuließ, um die eigenen Ehegattinnen und Töchter vor den marodierenden Banden junger

Buddenbrook geschickt wird, ebenso wie Gerda Arnoldsens. – Bezeichnenderweise überträgt auch der Vater Gerda Arnoldsens seine musikalische Leidenschaft auf die Tochter: Er hat „ihr eine echte Stradivari versprochen“ (1.1, 94). Der Vater als Verteidiger und Unterstützer der Lernbegierde der Tochter erscheint in dieser Funktion schon in den autobiographischen Anmerkungen von Christine de Pizan (1365–1430) in ihrer *Stadt der Frauen* (Dt. Übersetzung von Margarete Zimmermann, Berlin: Orlanda-Frauenverlag 1986, Kap. 36).

¹⁶ Vgl. Gerhard Köbler: Art. ‚Munt‘, in: Lexikon des Mittelalters, Bd. 6, hrsg. von Gloria Avela-Widhelm u. a., CD-Rom-Ausgabe (2000), Sp. 918–919, und Werner Ogris: Art. ‚Munt, Muntwalt‘, in: Handwörterbuch zur Deutschen Rechtsgeschichte, hrsg. von Albrecht Cordes u. a., Bd. 3 (1984), Sp. 750–761.

¹⁷ Vgl. Bernhard Jussen (u. a.): Art. ‚Witwe‘, in: Lexikon des Mittelalters (zit. Anm. 16), Bd. 9, Sp. 276–281.

¹⁸ De amore; deutsch: Der Tractatus des Andreas Capellanus in der Übersetzung Johann Hartliebs, hrsg. von Alfred Karnein, München: Beck 1970 (= Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters; Bd. 28).

unverheirateter Adeliger zu schützen.¹⁹ Dass die gleiche mentale Verfasstheit insbesondere den Dienstmädchen in adligen und großbürgerlichen Häusern des 19./20. Jahrhunderts entgegen gebracht wurde, haben nicht zuletzt Michael Mitterauers ‚oral history‘-Untersuchungen eindrücklich belegt.²⁰ Tony Buddenbrooks zweite Ehe scheitert – unter anderem – auch am Hang Permaneders zum Dienstpersonal; man vergleiche Tonys empörte Schilderung des Vorfalls gegenüber ihrer Mutter, die bezeichnenderweise darin zwar einen „Grund zur Klage“ sieht, nicht aber dafür, diese „so stürmisch zu äußern“ (1.1, 410). Einen prominenten Beleg in der *Tristan*-Novelle bietet auch der „kleine humoristische Vorgang“, bei dem der Schriftsteller Spinell Frau Klötterjahns Gatten im Sanatorium Einfried beobachtet („Daß er [= Klötterjahn, I. B.] auch anderen irdischen Freuden nicht grundsätzlich abgeneigt war, bewies er an jenem Abend, als ein Kurgast von ‚Einfried‘, ein Schriftsteller von Beruf, ihn auf dem Korridor in ziemlich unerlaubter Weise mit einem Stubenmädchen scherzen sah“ [2.1, 326]). – Ohne dass es noch *expressis verbis* gesagt werden müsste, lässt auch Thomas Manns Schilderung jenes englischen Kindermädchens, das sich um den so fürchterlich gesunden jungen Klötterjahn in Abwesenheit der erkrankten Mutter kümmert, deutlich erahnen, dass nicht nur die Betreuung des Kindes zu ihren Aufgaben gehört.²¹

Um kein Missverständnis aufkommen zu lassen: Es geht mir nicht darum, Thomas Manns Werke auf diesem Weg zu „vermittelalterlichen“. Wohl aber bringt seine Vorliebe für das Aristokratische, gerade auch im Hanseatischen, es fast zwangsläufig mit sich, dass über seine minutiösen Gesellschaftsentwürfe familiäre und geschlechterspezifische Strukturen ihren Niederschlag finden, wie sie im Sinne einer *longue durée* schon im Kontext des europäischen Mittelalters und in der mentalen Verfasstheit des europäischen Feudaladels beobachtbar sind.

¹⁹ Vgl. Georges Duby: Les „Jeunes“ dans la société aristocratique, in: *Annales ESC* 19 (1965), S. 835–846 (dt.: Die „Jugend“ in der aristokratischen Gesellschaft, in: *Wirklichkeit und höfischer Traum. Zur Kultur des Mittelalters*, Berlin: Wagenbach 1986, S.103–116).

²⁰ Vgl. dazu u. a. Michael Mitterauer: *Gesinde und Jugendphase im europäischen Vergleich*, in: *Geschichte und Gesellschaft*, Bd. 11 (1985), S. 177–204; Wolfgang Kaschuba: *Lebenswelt und Kultur der unterbürgerlichen Schichten des 19. und 20. Jahrhunderts*, München: Oldenbourg 1990 (= *Enzyklopädie deutscher Geschichte*; Bd. 5) und Dorothee Wierling: *Mädchen für alles. Arbeitsalltag und Lebensgeschichte städtischer Dienstmädchen um die Jahrhundertwende*, Berlin: Dietz 1987.

²¹ Tony Buddenbrooks Bewerbung als Gesellschafterin in England wird bezeichnenderweise abgelehnt, weil sie „zu hübsch“ und ein erwachsener Sohn im Hause sei.

II. *sîn muoter / sîn bâse / sîn wîp* (Gregorius, V. 3831)²²

Thomas Mann ist bekanntlich schon vor der Abfassung des *Erwählten* auf die Erzählung vom „*guoten sündere*“ Gregorius gestoßen. Im 31. Kapitel des *Doktor Faustus* berichtet Serenus Zeitblom ausführlich von der – ihm teils schwer verständlichen – Heiterkeit, die die Lektüre der *Gesta Romanorum* („in ihrer historischen Unbelehrtheit, christfrommen Didaktik und moralischen Naivität, mit ihrer ausgefallenen Kasuistik von Elternmord, Ehebruch und kompliziertem Inzest“; 10.1, 459) bei Adrian Leverkühn auslöst und wie ausgerechnet die Geschichte „Von der Geburt des seligen Papstes Gregor“ zum „eigentlichen Kernstück“ (10.1, 461 f.) der geplanten Suite Adrians avanciert. Ausführlich – immerhin zweieinhalb Seiten lang – wird der Inhalt des Stückes referiert,²³ dessen musikalische Realisierung ganz unter dem Aspekt „der Vereinigung des Avancierten mit dem Volkstümlichen“ (10.1, 467) steht. Im *Erwählten* greift Thomas Mann ganz bewusst auf die Version Hartmanns von Aue zurück.

Vorstudien und Leseprozesse im Entstehungskontext hat insbesondere Hans Wysling minutiös recherchiert; seine Darlegung zeigt deutlich, wie zielgerichtet und rasch sich Thomas Mann in ein neues Thema einarbeiten konnte (ein Prozess, der in dieser Präzision nur vorstellbar ist, wenn man ein beeindruckendes Vorwissen des Autors auch auf dem Gebiet der mittelalterlichen Literatur annimmt). Dazu kommt, dass der *Erwählte* nicht nur inhaltlich, sondern insbesondere sprachlich-stilistisch eine in dieser Form völlig neue Form der Mittelalter-Rezeption darstellt, denn im *Doktor Faustus* gibt es zwar Ansätze zum sprachlichen Einsatz des Mittelhochdeutschen (z. B. in Echos Gebeten, den Zitaten aus Freidank²⁴ etc.) jenseits des ‚Lutherdeutschen‘, nicht aber die

²² Im Folgenden zitiert nach Hartmann von Aue: Gregorius, hrsg. von Burkhard Kippenberg mit einem Nachw. von Hugo Kuhn, Stuttgart: Reclam 1996 (= Reclam Universal-Bibliothek, Bd. 1787). Eine frühe mediävistische Rezeption bietet auch die Antrittsvorlesung von Karl Stackmann: Der Erwählte. Thomas Manns Mittelalter-Parodie, Hamburger Antrittsvorlesung vom 7. November 1956, wieder in: Thomas Mann, hrsg. von Helmut Koopmann, Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft 1975 (= Wege der Forschung, Bd. 335), S. 227–246. Stackmanns Ausführungen sind nicht zuletzt deshalb von besonderem Interesse, weil sie noch deutlich von der partiell sehr kritischen Aufnahme des *Erwählten* geprägt sind; eine der vermutlich negativsten zeitgenössischen Reaktionen stammt bezeichnenderweise von dem Germanisten Hans Schwerte alias SS-Offizier Hans Ernst Schneider („Die Vorheizer der Hölle“, in: Die Erlanger Universität 5, 3. Beilage vom 13.6.1951, S. 1/2). Diesen Stimmen tritt Stackmann entschieden entgegen; er sieht im *Erwählten* vielmehr „die Erkenntnis der Verletzlichkeit und der über diese Verletzlichkeit triumphierenden Kraft des erwählten Geistes“ (a.a.O., S. 246).

²³ Und zwar tatsächlich nach der Fassung der *Gesta*, die der Protagonistin deutlich mehr Entscheidungsfreiheit einräumt als Hartmann von Aue. So beschließt sie hier etwa selbst, das Kind – und zwar ohne Taufe – auszusetzen.

²⁴ Eine populäre Sprichwortsammlung, wohl um die 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts entstanden.

Sprachmischung von u. a. Mittelhochdeutsch, Altfranzösisch, (Mittel-)Latein, Niederdeutsch und Englisch, die in Verbindung mit gezielt eingesetzten grammatischen und stilistischen Verfremdungseffekten eine ungeahnte und so auch nicht wieder eingeholte sprachliche Virtuosität erreicht,²⁵ in dieser Form eine genuine Leistung Thomas Manns, auch wenn er sich wissenschaftliche Hilfe z. B. bei dem Mediävisten Samuel Singer geholt hat.²⁶ Der *Gregorius* Hartmanns von Aue stellt die Frage der Erlösungsfähigkeit des schuldlos Schuldigen, des „*guoten sündære*“, in das Zentrum der Inzesterzählung, im Übrigen eine der vielen Inzesterzählungen des Mittelalters, ‚tabuisiert‘ wird das Thema erst in der Neuzeit. Nicht zuletzt muss es als genuine Leistung Thomas Manns gelten, dieses Thema trotzdem aufgegriffen zu haben, und die zum Teil durchaus zögerliche und wenig freundliche Aufnahme des *Erwählten* mag auch damit zu tun haben. In Relation zur Figur des Gregorius bleibt die weibliche Hauptfigur (eigentlich ja das ‚Bindeglied‘ zwischen Vor- und Hauptgeschichte, ähnlich wie Kriemhild im *Nibelungenlied*) merkwürdig konturlos, bezeichnenderweise auch namenlos. Eine Vorausdeutung auf das ihr Drohende gibt die Klage des Vaters am Totenbett, „*ir dinc niht baz geschaffet*“ (Gregorius, V. 241) und insofern ‚unväterlich‘ an ihr gehandelt zu haben. Was bei Hartmann völlig fehlt, ist die Nahbeziehung zwischen Vater und Tochter, die Thomas Mann in aller Ausführlichkeit inszeniert. Zwar zieht Sibylla den Umgang mit ihrem Bruder deutlich vor; aber zu Lebzeiten des Vaters beharrt dieser auf seinem ‚Vorrecht‘ zum *courtoisen* Geplänkel mit der schönen Tochter, deren zahlreiche potentielle Heiratskandidaten er samt und sonders abweist, vor allem, um die Gesellschaft der Tochter für sich selbst zu bewahren. – Nichts davon bei Hartmann; und tatsächlich ist Thomas Mann in diesem Detail vielleicht ‚mittelalterlicher‘, als es ihm selbst bewusst war. Denn durch die Inszenierung der familialen Konkurrenz zwischen Vater und Bruder um die Gunst Sibyllas wird das – vorläufig noch – latent Inzestuöse dieser ‚Familienbande‘ zu einem frühen und unerwarteten Zeitpunkt innerhalb der Erzählung präludiert:

Vgl. dazu Friedrich Neumann: Freidank, in: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon, 2., völlig neu bearb. Aufl., Bd. 2, hrsg. von Kurt Ruh u.a., Berlin/New York: de Gruyter 1980, Sp. 897–903.

²⁵ Vgl. dazu Ruprecht Wimmer: Medien als ad-hoc-Quellen des „Doktor Faustus“, in: TM Jb 23, 2010, 47–59, sowie ders.: Der sehr große Papst. Mythos und Religion im „Erwählten“, in: TM Jb 11, 1998, 91–107.

²⁶ Vgl. dazu etwa den Brief Thomas Manns an Hermann J. Weigand vom 5.11.1951: „Da sprang eine Sprach-Idee – oder die Idee zu einem Sprach-Experiment auf [...].“ (Thomas Mann: Selbstkommentare. „Der Erwählte“, hrsg. von Hans Wysling unt. Mitw. von Marianne Eich-Fischer, Frankfurt/Main: Fischer 1989, S. 88.)

„Aber solange ich lebe, bin ich, traun, ihr Schützer allen zuvor, auch Manns noch immer genug, mich ihr anzunehmen. [...] Allez avant und mache dich von dannen! [...] Der Herzog will einen Schwatz haben mit seinem Töchterlein [...]. Aber freilich, der erste ist mir für dich der beste nicht [...] und, in Treuen, ich gönne dich keinem so leicht, ich alter Ritter.“ (VII, 30)

Tatsächlich gibt es neben dem *Gregorius* und der *Albanus*-Legende im Mittelalter kaum Erzählungen von Geschwisterinzest;²⁷ viel häufiger ist der Vater-Tochter-Inzest aufgegriffen worden, der mit einer Ausnahme stets gegen den Willen der Tochter stattfindet und immer die gleiche familiäre Voraussetzung hat: den frühen Tod der Mutter, die den Vater sozusagen ‚zwangsläufig‘ auf die (schutzlose) Tochter als ‚Ersatz‘ für diese verweist. In diesem Sinne ist also Thomas Mann hier sozusagen ‚mittelalterlicher‘ als seine (mittelalterliche) Vorlage. Sehr viel deutlicher wird bei Hartmann hingegen die Tatsache, dass die erste sexuelle Verbindung der Geschwister nur über die Vergewaltigung der Schwester möglich ist, während danach, „vom Teufel angetrieben“ (*Gregorius*, V. 400), es ihnen beiden „mit den sünden lieben begunde“ (*Gregorius*, V. 402 f.). Hartmann inszeniert ihre Verbindung in der Folge denn auch als ‚Minnebeziehung‘, bis hin zum Herzenstausch²⁸ beim Aufbruch des Bruders zum Kreuzzug. In der mediävistischen Forschung stand insbesondere die Frage nach einer potentiellen (Mit)Schuld der weiblichen Hauptfigur, vor allem an der Heirat mit ihrem Sohn Gregorius, im Zentrum des Interesses.²⁹ So hat auch Ingrid Kasten darauf hingewiesen, dass erst bei Hartmann „die Schuld der Mutter [...] zum Thema wird“ und „zutage [tritt], dass ihre Geschichte im Grunde ein

²⁷ Vgl. dazu u.a. Ingrid Bennewitz: Frühe Versuche über alleinerziehende Mütter, abwesende Väter und inzestuöse Familienstrukturen. Zur Konstruktion von Familie und Geschlecht in der deutschen Literatur des Mittelalters, in: Jahrbuch für Internationale Germanistik, Jg. XXXII, H. 1 (2000), S. 8–18; dies.: Mädchen ohne Hände. Der Vater-Tochter-Inzest in der mittelhochdeutschen und frühneuhochdeutschen Erzählliteratur, in: Spannungen und Konflikte menschlichen Zusammenlebens in der deutschen Literatur des Mittelalters. Bristol Colloquium 1993, hrsg. von Kurt Gärtner u.a., Tübingen: Niemeyer 1996, S. 157–172; und Danielle Buschinger: Das Inzest-Motiv in der mittelalterlichen Literatur, in: Psychologie in der Mediävistik. Gesammelte Beiträge des Steinheimer Symposions, Göttingen: Kümmerle 1985 (= Göttinger Arbeiten zur Germanistik, Bd. 431), S. 107–140.

²⁸ Dieses Motiv findet sich auch im *Iwein* Hartmanns von Aue. Als *Iwein urloup* erbittet, tauschen *Iwein* und *Laudine* ihre Herzen, wie es in einem Dialog zwischen Erzähler und *von* Minne thematisiert wird: „*sî wehselten beide/der herzen under in zwein,/diu vrouwe und her Iwein.*“ (Hartmann von Aue: *Iwein*, in: ders.: *Gregorius. Der Arme Heinrich, Iwein*, hrsg. von Volker Mertens, Frankfurt/Main: Deutscher Klassiker Verlag 2004 [= Bibliothek des Mittelalters, Bd. 6], Verse 2990 ff.)

²⁹ Die (ältere) mediävistische Frage hat nicht nur bezüglich des *Gregorius*, sondern auch hinsichtlich der Protagonistinnen und Protagonisten von Hartmanns Artus-Romanen immer wieder die ‚Schuldfrage‘ umgetrieben.

größeres Problempotential birgt als die des Legendenhelden selbst“.³⁰ Tatsächlich – und das hat Thomas Mann noch vertieft – ist es die Schwester/Mutter, die der Sünde des *zwîvel* mehrfach zu unterliegen scheint; und nicht Bußfertigkeit, sondern vielmehr „Trotz gegen Gott“ leitet ihr scheinbar gottgefälliges Leben im *Erwählten*, wie die Gegenüberstellung der einschlägigen Passagen zeigt:

*si gedâhte daz sî vürwâr
zuo der hellen wære geborn
und got hete verlorn
ir herzenlichen riuwen* (Gregorius, Verse 2488 ff.)

Ich fürchte aber, Er [= Gott, I. B.] unterdrückt sie [= seine Barmherzigkeit, I. B.] geflissentlich, weil er uns zürnt und unsere Frau, heiligsten Wandels ungeachtet, nicht auf bestem Fuß mit Ihm steht. (VII, 121)

Dennoch verharrt Hartmanns Protagonistin bis zuletzt in Abhängigkeit von männlicher Belehrung, auch in geistlicher Hinsicht – sei es von ihrem Vasallen nach dem ersten, sei es von ihrem Sohn nach dem zweiten Inzest. Angesichts ihrer wenigstens potentiellen Mitschuld am ersten Inzest und der Schuldlosigkeit des Gregorius entsteht angesichts von dessen viel höherer ‚Bußleistung‘ ein merkwürdiges Ungleichgewicht, will man nicht gut mittelalterlich theologisch angesichts der generellen Schwäche der Frau die sexuelle Enthaltsamkeit gegenverrechnen. Das hat, wie schon Hugo Kuhn bemerkt hat,³¹ Thomas Mann zu einer wunderbaren Klarstellung der eigentlich herrschenden Geschlechterverhältnisse inspiriert, sagt doch Grigorß nach Entdeckung des Inzests mit entwaffnender Logik: „Der Großteil der Buße ist mein, [...] weil ich der Mann bin.“ (VII, 179) Tatsächlich ist dies bei Thomas Mann das Startsignal zu einem Rollentausch, der sich auch bei Hartmann schon abzeichnet. Gregorius übernimmt gegenüber der Mutter die Rolle des Vormunds, letztlich auch die des Vaters und seiner Schuld.³² Während Gregorius, „*der guote sündere*“, aus eigener Kraft und der Gnade Gottes zum Erlöser in der Nachfolge Christi wird, bleibt die weibliche Hauptfigur bei Hartmann wie bei Thomas Mann erlösungsbedürftig; sie erinnert darin nicht zuletzt an die Rolle Kundrÿs bei Richard Wagner.

Auch wenn für die Novelle *Wälsungenblut* (1905) ähnliches gilt wie für Thomas Manns *Tristan*-Novelle – dass sie nämlich eigentlich gar nichts oder wenn

³⁰ Ingrid Kasten: Schwester, Geliebte, Mutter, Herrscherin. Die weibliche Hauptfigur in Hartmanns „Gregorius“, in: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, Bd. 115 (1993), S. 400–420, hier S. 404.

³¹ Vgl. sein Nachwort in: Hartmann von Aue: Gregorius, hrsg. von Burkhard Kippenberg mit einem Nachwort von Hugo Kuhn, Stuttgart: Reclam 1996 (= RUB 1787), S. 235–249.

³² Vgl. dazu Ingrid Kasten (zit. Anm. 30), S. 418.

dann nur gebrochen durch die Rezeption Richard Wagners mit dem Mittelalter zu tun hat³³ –, muss dennoch gesagt werden, dass sowohl die Schilderung der beiden Geschwisterpaare als auch der genealogische *salto mortale* hier und im *Erwählten* nicht unabhängig voneinander zu denken sind.³⁴ Fatalerweise ist es eben jeweils die vollkommene Ähnlichkeit, die zum Auslöser des inzestuösen Verhältnisses wird, die zugleich aber die Schwester in den Augen des Bruders so begehrenswert erscheinen lässt, weniger vielleicht um ihrer selbst willen denn als Abbild seiner selbst. Letztlich aber entfaltet der Inzest seine Bedrohungskraft im Kontext „genealogischer Legitimitätsvorstellungen“, wie Jan-Dirk Müller am Beispiel von Hartmanns *Gregorius* gezeigt hat, wird dabei doch „auf illegitime Weise ‚Adel‘ kumuliert“,³⁵ übertragen auf Thomas Mann wäre Adel auch im Sinne des Bewusstseins von elitärer Auserwähltheit zu verstehen: „Inzest als Sonderung“.³⁶ Es ließe sich ja erwarten, dass durch das Eintreffen des unbekanntem jungen Ritters und charismatischen Retters der Landesherrin eine neue dynastische Kontinuität entstünde. Tatsächlich entsteht daraus – bei Hartmann von Aue – das endgültige Ende der Genealogie, das durch die Auserwähltheit des Gregorius kompensiert erscheint. Anders bei Thomas Mann: Aus der Inzest-Ehe von Gregorius und Sibylla entspringen zwei Kinder, freilich keine Söhne, sondern Töchter mit den bezeichnenden Namen Stultitia und Humilitas, und zumindest letztere wird mit einem jungen, nicht-adeligen, dafür aber künstlerisch hochbegabten jungen Mann die Familie fortführen. Ihre Kinder sind „fröhliche Leute, die vorwärts gezeugt waren in rechter Richtung und so auch lebten“ (VII, 259). Das wiederum ist ganz und gar Thomas Mann und jedenfalls wenig mittelalterlich gedacht.³⁷

³³ Vgl. Gerhard Kaiser: Thomas Manns „Wälsungenblut“ und Richard Wagners „Ring“. Erzählen als kritische Interpretation, in: TM Jb 12, 1999, S. 239–258.

³⁴ Vgl. Mechthild Curtius: Erotische Phantasien bei Thomas Mann. Wälsungenblut, Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull, Der Erwählte, Die vertauschten Köpfe, Joseph in Ägypten, Königstein/Taunus: Athenäum 1984.

³⁵ Jan-Dirk Müller: Höfische Kompromisse. Acht Kapitel zur höfischen Epik, Tübingen: Niemeyer 2007, S. 103.

³⁶ Curtius (zit. Anm. 34), S. 35.

³⁷ Leider erst nach Fertigstellung meines Beitrags wurde mir die umfassende Studie von Rainer Warning zugänglich (Berufungserzählung und Erzählerberufung. Hartmanns *Gregorius* und Thomas Manns *Der Erwählte*, in: DVjs, Bd. 85 [2011], S. 283–334), die zweifellos eine lebhaft Diskussion innerhalb der Germanistik auslösen wird. Dankbar nimmt man die entschiedene Zurückweisung der lange Zeit die *Gregorius*-Forschung dominierenden „Schuld“-Diskussion zur Kenntnis, die allerdings in der jüngeren Forschung doch schon deutlich an Relevanz verloren hat. Warnings Lektüre des *Gregorius* als „narrative Hybride“ fördert zahlreiche wichtige Einzelbetrachtungen zu Tage, auch wenn angesichts der derzeitigen überbordenden Begeisterung für den Hybriditätsbegriff in der Mediävistik die ketzerische Frage erlaubt sein muss, ob nicht schon die meisten mittelalterlichen Texte *per se* „hybrid“ sind und worin dann der eigentliche Erkenntniszugewinn dieses Begriffs noch liegen mag. Inwieweit die Thomas Mann-Forschung sich Warnings *conclusio*

III. „Die Blamage der Sehnsucht“³⁸

Der Mediävist Jan-Dirk Müller – spätestens seit seiner Studie zum *Nibelungenlied* aus dem Jahr 1998 weit über die Fachgrenzen hinaus bekannt³⁹ – hat 2007 im Rahmen seiner Überlegungen zu „höfischen Kompromissen“ mit dem Begriff des „Erzählkerns“ operiert. Er versteht darunter die „regelhafte Verknüpfung eines Themas bzw. einer bestimmten thematischen Konstellation (die ihrerseits ihre Wurzel in einer übergreifenden kulturellen Konstellation hat) mit einem narrativen Potential, aus dem verschiedene narrative Konfigurationen generiert werden können“, also z. B. „Herkommen“, „antagonistische Lebensformen“ oder *moniage*.⁴⁰

Mit einem solchen „Erzählkern“ in einer mittelalterlichen und Thomas Mannschen Bearbeitung möchte ich mich am Schluss meiner Ausführungen beschäftigen; ich will ihn etwas vorläufig „das scheinbar glückliche Ehepaar“ nennen.

Ich beginne mit der mittelalterlichen Variante: Unter den Märendichtern des späten Mittelalters nimmt Heinrich Kaufringer⁴¹ eine Sonderstellung ein, nicht zuletzt aufgrund der teilweise bitterbösen Ironie seines Erzählens. Charakteristisch dafür ist auch das *mære* von der „Suche nach dem glücklichen Ehepaar“. Darin zieht ein reicher Bürger aus, der eigentlich mit einer vorbildlichen („*er und frumkait het si vil/ und tugend oun endes zil*“, V. 31 f.), allerdings eher sparsamen („*darum was si im gehas,/ wann sie vil karkhait an ir het*“, V. 38 f.) Ehefrau gesegnet ist, um das perfekte Ehepaar zu finden. Nach vier Jahren gelingt es ihm endlich, das erste in Frage kommende Ehepaar ausfindig zu machen. Doch die zur Schau getragene Festfreude täuscht; die Ehefrau muss anschließend jeden Abend aus der Hirnschale ihres von ihrem Ehemann ermordeten Geliebten „*sant Johannis minne*“ trinken. Als noch viel

anschließen kann („Thomas Mann kennt keinen eigentlichen Erwählten. Wohl aber kennt er einen uneigentlichen Erwählten, und das ist er selbst als Künstler, als Erzähler“, S. 333), wird sich zeigen. Ist nicht „konstitutive[r] Narzissmus“ (ebd.), wie er hier Thomas Mann bescheinigt wird, immer eine „konstitutive“ Voraussetzung künstlerischer, aber auch wissenschaftlicher Produktivität?

³⁸ *Anekdote*; 2.1, 464.

³⁹ Jan-Dirk Müller: Spielregeln für den Untergang. Die Welt des Nibelungenliedes, Tübingen: Niemeyer 1998.

⁴⁰ Jan-Dirk Müller (zit. Anm. 35), S. 22.

⁴¹ Heinrich Kaufringer ist urkundlich zwischen 1369 und 1404 bezeugbar. Vgl. dazu Paul Sappeler: Kaufringer, Heinrich, in: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon, 2., völlig neu bearb. Aufl., Bd. 4, hrsg. von Kurt Ruh u. a., Berlin/New York: de Gruyter 1983, Sp. 1076–1085. Vgl. auch Paul Sappeler: Heinrich Kaufringer. Werke, 2 Bde., Tübingen: Niemeyer 1972, sowie: Novellist des Mittelalters. Märendichtung, hrsg., übersetzt und kommentiert von Klaus Grubmüller, Frankfurt/Main: Deutscher Klassiker Verlag 1996 (= Bibliothek deutscher Klassiker, Bd. 138/Bibliothek des Mittelalters, Bd. 23), S. 768–797 und S. 1279–1285.

schlimmer entpuppt sich die ‚Realität‘ hinter der schönen Fassade des zweiten idealen Ehelebens: Voll Bitterkeit zeigt der Ehemann seinem Gast einen riesigen Bauern, den er im Keller gefangen hält, damit seine Ehefrau, die „*aller unkeusch voll [ist]*“ (V. 388), dort ihre sexuelle Lust ausleben kann, ohne seine Ehre weiter vor der Gesellschaft zu beschädigen. Doch damit nicht genug: Auch die (vorgeblichen) Kinder des Ehepaars sind ausnahmslos Früchte dieser illegitimen Lust der Ehegattin. Dass angesichts dieser Erkenntnisse der so glücklos Suchende reumütig (und bankrott) heimkehrt und die Sparsamkeit seiner Frau zukünftig gerne toleriert, versteht sich fast von selbst.

Welche „narrativen Konfigurationen“ aber generiert derselbe „Erzählkern“ nun bei Thomas Mann? In seiner 1908 erstmals erschienenen *Anekdote*⁴² gibt Thomas Mann gleich zu Beginn ein Stichwort vor, das mit Fug und Recht auch für das *mære* des Kaufringers in Anspruch genommen werden dürfte: „die Blamage der Sehnsucht“ (2.1, 464), die in der Folge die Erzählung von Angela Becker und ihrem Gatten evoziert. Die junge Frau entwickelt sich zum ‚Ideal‘, zum „Stern“ und „Wunschbild“ der eleganten Gesellschaft und insbesondere der jungen und alten Verehrer. Im Vergleich zur „Königin der Saison“, der „Siegerin der Kotillons“, dem „Mittelpunkt der Abendgesellschaften“ bleibt ihr Gatte ein „höflicher und übrigens nicht bedeutender Mann mit braunem Vollbart“ (2.1, 465), der freilich zugleich um seine Frau in der ganzen Stadt beneidet wird („ein begnadeter Mann“, 2.1, 467). Bei einem Bankett offenbart der Ehemann als Reaktion auf den Lobpreis seiner Frau „seine“ Wahrheit, seine „Hölle von einer Ehe“:

Diese Frau – *die* dort –, wie falsch, verlogen und tierisch grausam sie sei. Wie liebeleer und widrig verödet. Wie sie den ganzen Tag in verkommener und liederlicher Schläffheit verliege, um erst abends, bei künstlichem Licht, zu einem gleisnerischen Leben zu erwachen. Wie es tagsüber ihre einzige Tätigkeit sei, ihre Katze auf greulich erfinderische Art zu martern. Wie bis aufs Blut sie ihn selbst durch ihre boshaften Launen quäle. Wie sie ihn schamlos betrogen, ihn mit Dienern, mit Handwerksgehilfen, mit Bettlern, die an ihre Tür gekommen, zum Hahnrei gemacht habe. Wie sie vordem ihn selbst in den Schlund ihrer Verderbtheit hinabgezogen, ihn erniedrigt, befleckt, vergiftet habe. Wie er das alles getragen, getragen habe um der Liebe willen, die er ehemals für die Gauklerin gehegt, und weil sie zuletzt nur elend und unendlich erbarmenswert sei. Wie er aber endlich des Neides, der Beglückwünschungen, der Lebehochs müde geworden sei und es einmal, – einmal habe sagen müssen. (2.1, 468)

Der Schluss der *Anekdote* ist freilich wiederum durchaus zeitgenössisch und wenig mittelalterlich gedacht. Was dem Mittelalter Inkarnation der sündhaften Beflecktheit im moralisch-theologischen Sinne wäre, erscheint im Aufbegeh-

⁴² 2.1, 464–469.

ren des bürgerlichen Ehemanns als körperliche ‚Unreinlichkeit‘: „Warum, ruft er, ‚sie wäscht sich ja nicht einmal! Sie ist zu träge dazu! Sie ist schmutzig unter ihrer Spitzenwäsche!‘“ (Ebd.)

Noch etwas anderes verbindet die *Anekdote*, aber auch die *Tristan*-Novelle, oder die Charakterisierung Gerda Buddenbrooks mit dem Mittelalter: Die Art und Weise, wie Thomas Mann durchaus mit voyeuristischem Blick, manchmal noch gedoppelt durch jenen seines männlichen Protagonisten, weibliche Figuren inszeniert, erinnert an die Konzeption der mittelalterlichen Minnedame: Alle drängen sich, um nur „ein Lächeln ihrer holden Lippen“ (2.1, 465) zu sehen, ihre „gleichmäßige überall hinstrahlende Liebenswürdigkeit [gewann] jedes Herz“ (2.1, 466), von ihrer Schönheit ganz zu schweigen. Zugleich sind sie ganz oder teilweise unerreichbar für erotisch-sexuelles Begehren: als Töchter hochrangiger Väter oder als Gattin eines anderen Mannes. – Schildert Thomas Mann etwa Angela Becker als „Ideal unserer Gesellschaft, ihr Stern, ihr Wunschbild“ (2.1, 464), so sei an Helmut de Boors Charakteristik der höfischen Dame des 12. Jahrhunderts erinnert: „Sie wird Stern und Mittelpunkt dieser Gesellschaft“;⁴³ ich würde einschränkend hinzufügen, als ‚Ornament‘, als Schmuckstück eben dieser Gesellschaft, dessen Funktion sich aber – wie bei Thomas Mann – im Prinzip darin erfüllt.⁴⁴ Zugleich ist die Minnedame aber auch unter narratologischen Gesichtspunkten eine „Kippfigur“ (Jan-Dirk Müller): Die Darstellung und die Eigenschaften der irdischen Herrin sind übertragbar auf die himmlische, auf Maria, und *vice versa*. Dies geht literarisch bis hin zur direkten Austauschbarkeit der „Bezugsgrößen“.⁴⁵ Die mariologischen Bezüge bei Thomas Mann insbesondere im *Erwählten* (z. B. die fünf Schwerter im Herzen Sibyllas, so nicht bei Hartmann von Aue) zählen zum Konsens der Thomas-Mann-Forschung; zu wenig deutlich gesehen werden m. E. bislang die mariologischen Anklänge z. B. in der von Spinell ausfantasierten ‚Gartenszene‘ in der *Tristan*-Novelle, die an *hortus conclusus*-Darstellungen erinnert, wie etwa (z. B. im *Doktor Faustus*) Thomas Manns Mutterfiguren häufig Züge der *mater dolorosa* tragen.⁴⁶ Nichts jedoch kennzeichnet mittelalterliche Gläu-

⁴³ Helmut de Boor: Einleitung, in: Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart, Bd. 2: Die höfische Literatur. Vorbereitung, Blüte, Ausklang. 1170–1250, hrsg. von dems. und Richard Newald, bearb. von Ursula Henning, 11. Aufl., München: Beck 1991, S. 9.

⁴⁴ Vgl. Ingrid Bennewitz: Der Körper der Dame. Zur Konstruktion von „Weiblichkeit“ in der deutschen Literatur des Mittelalters, in: „Aufführung“ und „Schrift“ in Mittelalter und Früher Neuzeit, hrsg. von Jan-Dirk Müller, Stuttgart/Weimar: Metzler 1996, S. 222–238.

⁴⁵ Vgl. Ingrid Bennewitz: Jungfrau, Mutter, Königin. Vereinnahmung und Ausgrenzung von Weiblichkeit in mittelalterlichen Marienliedern, in: Lektüren der Differenz. Studien zur Mediävistik und Geschlechtergeschichte gewidmet Ingvild Birkhan, hrsg. von Ingrid Bennewitz, Bern u.a.: Lang 2002, S. 55–74. Den zentralen Beleg im Werk Thomas Manns liefert dafür die Novelle *Gladius Dei*.

⁴⁶ Eine eindringliche Analyse der „Christusfigurationen im Werk Thomas Manns“ bietet die

bigkeit mehr als die Verehrung der Muttergottes. Die mittelalterliche Maria ist, wie schon bei Reinmar von Zweter im 13. Jahrhundert formuliert, unabhängig von den dogmatischen Anerkennungsprozessen der römisch-katholischen Kirche, *mediatrix*, *auxiliatrix*, *reparatrix*, *illuminatrix* und *adjutrix*, eine „*helfærin vür endelöse nôt*“.⁴⁷ In diesem Sinne ‚garantiert‘ Maria Erlösung und Gnade auch dort noch, wo sie der notorische Sünder, also auch Faust(us), nicht mehr glaubt erwarten zu dürfen. Vielleicht ist auch in diesem Sinne das Werk Thomas Manns mit Blick auf seine Frauenfiguren sehr viel mittelalterlicher als es zunächst den Anschein haben könnte.⁴⁸

Habilitationsschrift von Friedhelm Marx („Ich aber sage Ihnen...“; Frankfurt/Main: Klostermann 2002 [= Thomas-Mann-Studien, Bd. XXV], vgl. dort zum *Erwählten* insbes. S. 303 ff.). Dort findet sich auch ein Verweis auf die mariologischen Bezüge (S. 308).

⁴⁷ Insofern suggeriert die Formulierung „*sîn muoter, sîn base, sîn wîp*“ (V. 3831) bei Hartmann natürlich eine „Trinitätsformel“ (Warning, S. 297); das literarische Spiel mit diesen theologischen Vorstellungswelten war dem Mittelalter jedoch ebenso vertraut wie Thomas Mann. So bittet der Sünder bezeichnenderweise etwa bei Friedrich von Sonnenburg, einem Spruchdichter des 13. Jahrhunderts, Maria um die Erhörung seiner Bitte, sonst würde er verraten, was sie getan hätte, nämlich mit drei Männern gleichzeitig geschlafen zu haben. Und Thomas Mann charakterisiert in dem schon zitierten Brief an Hermann J. Weigand, bei dem er sich für die Verteidigung „gegen den Vorwurf des Sakrilegs“ bedankt, zugleich „das Verhältnis der Jungfrau zum ‚Obersten‘ als dessen ‚Kind, Mutter und Braut““ trefflich als „wirklich etwas verwickelt“ (Thomas Mann, Selbstkommentare [zit. Anm. 26], S. 89). Eine kulturgeschichtliche Analyse dieser (un-)heiligen Familienverhältnisse bietet die Studie von Albrecht Koschorke (Die heilige Familie und ihre Folgen, Frankfurt/Main: Fischer 2000).

⁴⁸ Die Vortragsfassung wurde weitgehend beibehalten. Ich danke den Organisatoren und Teilnehmer/innen für zahlreiche Anregungen und weiterführende Hinweise.